Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 70. Bromberg, den 12. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

Viertes Kapitel.

Als die Dämmerung herabsank, grüßte den die starren Felsenhöhen herab wandernden Floyd aus der Talmulde der gleiche flimmernde Lichterglanz wie am Vorabend. Am liebsten hätte er den Fuß wieder gewandt und sich mit seiner Schande in die unzugänglichste Wildnis geflüchtet. Aber seine starke Müdigkeit zwang ihn zum Rasten. Er schwang sich auf einen Felsenvorsprung, ließ die Beine frei in die Tiefe des Abgrundes niederhängen und starrte versonnen hinunter auf das Lichtergefunkel.

Was sollte er Kate Lou sagen, und wie würde sie es aufnehmen? Was sollte er beginnen? Mit den Zukunftshoffnungen war es nun endgültig vorbei. Jene eine Minute hatte ihn enterbt und bettelarm gemacht. Er besaß nichts als die Kleider auf seinem Leibe und seine junge Kraft. Was würde Kate Lou zu all dem sagen? Würde ihr genügen, was er ihr nunmehr zu bieten hatte? Oder mußte er auch sie verlieren?

Er sah plötzlich wieder ihr verführerisches Lächeln vor sich. Aber es galt nicht ihm, sondern dem andern fremden Manne. Goliath, wie sie ihn nannten. Er war nicht nur ein bildhübscher Kerl, beseelt von jener den Weibern von jeher gefallenen verwegenen Keckheit, er verdiente auch ganze Taschen voll Geld. Wenn seine Art und sein Geld Kate Lou blendeten!

Blutrot stieg es ihm vor den Augen auf; er hatte die Empfindung, als müßte er blindlings zuschlagen, um die seine Kehle würgende Riesenfaust von sich abzuschütteln. Ein dumpfes Aufschluchzen entrang sich ihm und wie flehend streckte er die Hände zum Nachthimmel empor.

Nur nicht Kate Lou verlieren! Die Vorstellung, daß sich dies ereignen könnte, raubte ihm beinahe die Besinnung. Gegen solche Heimsuchung war der Zwischenfall mit seinem Vater, mochte er auch die Grundfesten seines Seins erschüttert haben, nicht viel mehr als ein Kinderspiel! Spinnengleich kroch es an ihm hoch; die Empfindung stieg in ihm auf, als müsse er vor sich selbst fliehen, um Ungeheurem vorzubeugen. Wenn Kate Lou treulos wurde, dann geriet seines Vaters heißes Blut, das auch in seinen Adern floß, ins Sieden — und was dann geschehen mochte, wagte er nicht auszudenken. Er wußte nur, daß Kate Lou keinem andern Manne gehören durfte und gehören würde, solange er noch einen Atemzug tun konnte.

Der von den Höhen wehende kühle Nachtwind strich um seine Schläfen und ließ ihn ruhiger werden. Floyd erhob sich und schritt vollends bis zu dem Häuschen, das Kate Lou mit ihrem Vater bewohnte.

Durch das verhangene Fenster neben der Tür schimmerte ein schmaler Lichtstreif. Vom Tal herauf klang verworrener Lärm. Auf der Straße selbst war es still. Auch die Häuserreihe vor ihm lag schon in nächtlicher Ruhe.

Als Floyd an die Haustür pochte, öffnete ihm, wie am Vorabend, Kate Lou.

Sie war zum Ausgang gerüstet und in ihren Mienen lag ein erwartungsfrohes Lächeln, das sofort einer sichtlichen Verlegenheit Platz machte, als sie Floyd erkannte. Offenbar hatte sie einen andern Besuch erwartet.

Doch Floyd achtete nicht auf ihre Betroffenheit. Als er, an ihr vorüber schreitend, ins Zimmer trat und Jack Wilson nicht darin erblickte, atmete er erleichtert auf.

„Dein Vater ist nicht daheim?'

Kate Lou war noch zu überrascht, um sofort antworten zu können.

Umständlich setzte sie die Stehlampe, mit der sie beim Öffnen draußen geleuchtet hatte, auf den Tisch. Als sie sich ihm endlich zuwendete, schlug sie betroffen die Hände zusammen.

„Wie siehst du aus, Floyd! Hast du dich mit jemand gehauen? . . . Etwa mit Dick Foxey? — Aber nein, der schlief ja vorhin noch wie ein Murmeltier.“ Verwirrt unterbrach sie sich und biß sich auf die Lippen.

Sie hätte sich nicht zu schrecken brauchen. Alles, was sie in dieser Stunde zu ihm sprach, ihr Mienenspiel, ihr Lächeln und Schmollen prägten sich rein mechanisch in des jungen Ranchers Erinnerungsvermögen ein, um erst viel später wieder in sein Bewußtsein zu treten. Er glich jetzt in seiner tiefen seelischen Verstimmung einem Schlafwandler. Erst als Kate Lou auf ihn zueilte, das lockige Köpfchen an seine Brust lehnte und aus schelmischen Blauaugen fragend zu ihm aufsah, begann er ihre körperliche Nähe zu begreifen und wach zu werden.

„So sag doch, was geschehen ist? Wo Vater steckt, willst du wissen? Er ist nicht zu Hause, er ist wie gewöhnlich hinuntergegangen — zum Kartenspielen. Fünf Minuten später hättest du auch mich nicht mehr daheim getroffen, ich stand schon auf dem Sprunge, wartete nur noch. Was ist eigentlich mit mit dir los, Floyd?“ unterbrach sie sich. „Du siehst ja aus wie dein eigener Geist, man könnte vor dir grauen. So bleich und verschwollen, und in deinen Augen lauert Zorn. Wahrhaftig, fürchten könnte man sich vor dir.“

Sie lachte gezwungen auf. Als sie aber seine Mattigkeit gewahrte, trat wieder der alte, liebe Ausdruck in ihre Mienen.

„Nein, daß ich dich so stehen lassen konnte! Du siehst so müde aus, so verstaubt! Ich habe dich übrigens gar nicht kommen hören. Wo hast du dein Pferd?“

„Ich bin zu Fuß gekommen, Kate Lou.“

Wieder schlug sie staunend die Hände zusammen.

„Zu Fuß? Hoffentlich nur von Hopeville? Aber, du rittest ja erst am grauenden Morgen heim. So bist du von daheim zu Fuß hermarschiert?“

„Ich komme von der Ranch,“ antwortete er eintönig.

Als sie ihn mit Fragen bestürmte, wehrte er mit zuckendem Munde ab.

„Da gibt es nicht viel zu berichten, Kate Lou,“ äußerte er finster und ohne sie dabei anzusehen. „Mit denen da oben bin ich fertig und du kannst dir denken, warum.“

Sie stand dicht an ihn geschmiegt und betrachtete ihn neugierig von unten herauf.

„Mit wem da oben bist du fertig?“ erkundigte sie sich. Und als er zaudernd schwieg, drängte sie heftig: „So sprich doch — etwa mit deinem Vater?“

„Mit dem alten Manne oben,“ verbesserte er sie mit zuckendem Munde. Geflissentlich vermied er dabei, ihrem Blicke zu begegnen.

„Du — du hattest Streit mit ihm?“ Als er wieder nur unmerklich nickte und dabei immer noch vermied, sie anzu-

sehen, meinte sie hastiger: „Und die Flecken in Deinem Gesicht?"

Fast unfreundlich erwehrte er sich ihrer Liebkosungen.

„Einerlei, woher ich sie habe — ich sagte dir doch schon, daß ich mit dem alten Manne fürs Leben fertig bin. Nun habe ich nur noch dich in der Welt, mein Bruder und Bessie müssen zu ihm halten. Es ist auch gut so, und ich werde ihnen in Zukunft ausweichen müssen, denn sehe ich nur etwas, das zu ihm gehört, so steigt mir's blutrot vor den Augen auf!"

Er atmete gepreßt auf. „Nur dich habe ich noch, Kate Lou," wiederholte er mit rauher Stimme und liebeshungrig an ihr hängenden Blicken. „Wenn du willst, können wir nun jeden Tag Hochzeit machen, das heißt, wenn du mich noch magst, Kate Lou. Ich habe nichts mehr als meine Arme und was ich auf dem Leibe trage."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Dein Vater darf dir nie und nimmer vorenthalten, was von deiner Mutter aus dir gehört. Spielt er dir so häßlich mit, so brauchst du auch keine Rücksicht auf ihn zu nehmen."

Mit brüsker Handbewegung unterbrach er sie. „Ich habe keinen Vater mehr," versetzte er knurrig, „und darum auch nichts von ihm zu verlangen. Das schlag dir ein für allemal aus dem Sinn, Kate Lou. Du mußt mich nehmen, wie ich bin — oder — —"

Die Stimme versagte ihm plötzlich und auch sein Mienenspiel hatte er nicht genug in der Gewalt, um daraus die große heimliche Angst, die ihm in der Seele wohnte, verbannen zu können.

„Nun setze dich erst einmal und werde ruhig," drängte sie. „Komm, ich kühle dir die Risse. Du lieber Himmel, wie sieht das aus!" klagte sie, als er ihr den Willen getan und sich gesetzt hatte.

Flink holte sie Waschbecken und Schwamm herbei.

In seine finsteren Mienen trat ein lichter Schein.

„Wie gut du bist," entfuhr es ihm unwillkürlich und er haschte nach ihrer Hand. Eine Weile betrachtete er sie, dann legte er erst flüchtig die Stirn darauf und preßte seine Wange dagegen.

„Ah, das kühlt!" flüsterte er mit einem kindlich-frohen Lächeln. „Da wird einem ordentlich leicht zumut — ganz friedlich, Kate Lou. Wie kommt es nur, daß ich bei dir ein ganz anderer bin? Ich kann's nicht mit Worten sagen, was aus deiner lieben kleinen Hand auf mich übergeht. Fast meine ich, daß die Welt und alles, was darin ist, ja, mein eigenes Leben für mich nur Wert hat, wenn ich bei dir sein darf! Manchmal faßt mich ein Schwindel, wenn ich daran denke, wie es sein wird, wenn wir erst Mann und Weib sind. Das muß ein ewiger Frühling werden. Meinst du nicht auch, Kate Lou?" raunte er zärtlich und zog sie an sich.

Als sie ihn gewähren ließ, aber kein Wort dazu sprach, wechselte seine Stimmung und die Sonne wich aus seinen Zügen.

„Ach was, du nimmst heute alles doppelt schwer," gab sie mit gezwungenem Lächeln zurück. „Geld kannst du jederzeit verdienen — wenn es also nur das ist, so mache dir keine Sorgen, ich weiß genau, daß beim Tunnelbau immer kräftige Männer gesucht und gut bezahlt werden. Die meisten davon haben Frau und Kinder daheim, denen sie von ihrem Lohn abgeben müssen, und führen doch ein gutes Leben."

Als er nicht auf sie hörte und mit wieder umdüstertem Gesicht vor sich hinstarrte, legte sie ihm zutraulich die Hand auf die Schulter.

„Dick Foxey hat gesagt, daß sie gar nicht genug Leute einstellen könnten. Wenn du dich da melden wolltest, Floyd!"

Er hob den Kopf und schaute sie betroffen an. Auf den Ausweg war er noch gar nicht gekommen. Unter der Erde, weitab vom Sonnenlicht arbeiten! Der freiheitgewohnte Cowboy, der mit dem Wind um die Wette zu reiten gewohnt war, hatte die Empfindung, als sei eine solche Arbeit unter Tag so gut wie lebendig begraben zu sein. Es tat ihm weh, daß gerade Kate Lou von solcher Möglichkeit sprach, noch dazu in so selbstverständlichem Tone.

Kate Lou ahnte nichts von seinen Gedanken. Seinem von ihr wohl bemerkten Zaudern gab sie eine ganz andere Auslegung; sie glaubte, daß er sich die Fähigkeit zu einer Tätigkeit im Tunnel nicht zutraue. Einmal im Zuge, fuhr sie fort, eifrig auf ihn einzureden.

„Wer die Arbeit versteht, verdient massenhaft Geld. Dick Foxey bekommt täglich zehn Dollar, dazu alles frei, Wohnung, Essen und selbst die Wäsche. Er könnte in einem Jahre ein Vermögen sparen, wenn er nicht so leichtlebig wäre. Aber das bist du doch nicht, Floyd — du hältst dein Geld zusammen. Ein Jahr ist bald vorüber, und dann können wir ernstlich ans Heiraten denken."

Sie beugte sich so nahe zu ihm, daß ihr heißer Atem seine Wangen streifte und ihn erschauern machte. — „Dann hätten wir Geld genug zum Heiraten und könnten irgendwo etwas anfangen. Freilich", setzte sie nach kurzem Nachsinnen hinzu, „Dick Foxey gilt für einen der Geschicktesten; er versteht sein Handwerk wie kein anderer. Aber auch die Karrenschieber bekommen ihre fünf Dollars täglich — — und bei denen kommst du sofort an. Das wäre doch ein Anfang. Ich könnte mal Dick Foxey fragen. Wenn du gestern nacht nur freundlicher zu ihm gewesen wärest, so würde er es schon getan haben. Seine Empfehlung gilt etwas und — —"

„Immer dieser verdammte Kerl!" unterbrach er sie grollend. „Foxey, nichts als Foxey. Was hast du mit ihm zu schaffen, he? . . . Und um meinetwillen möchtest du mit ihm sprechen, und ihm wohl gar schön tun?" Er lachte rauh auf. „Das wirst du bleiben lassen. Zudem brauche ich den Menschen nicht, so gut wie er bin ich auch —"

Sie fiel ihm um den Hals und erstickte mit einem Kusse seine weiteren Worte.

„Ich sagte es ja nur zum Scherz. Melde dich nur getrost! Ich weiß genau, daß sie noch starke Männer einstellen. Paß auf, sie nehmen dich!" Nun tänzelte sie durchs Zimmer und klatschte fröhlich in die Hände. „Das wäre einmal schön, dann könntest du schweres Geld verdienen. Ach, Schatz, das ist ja die Hauptsache — viel und schnell Geld verdienen, damit wir von hier fortkommen! Ich wollte, du dürftest schon morgen mit der Frühschicht in den Tunnel einfahren!"

Sein Blick war trübe. Wie leicht sie davon sprach, daß er vielleicht morgen schon unter Tag, fernab von Sonne und würziger Prärieluft arbeiten sollte! Ihr strahlendes Lächeln begann ihn in tiefster Seele zu verdrießen.

Aber seine Verstimmung schmolz wie Spätschnee vor der Lenzsonne, als sie sich zu ihm niederbeugte und ihn küßte. Rasch wieder versöhnt, dachte er nachsichtig, daß sie eben ein sonnig heiteres Kind sei und als solches den Ernst des Lebens nicht begreifen könnte. Was an ihm lag, sollte sicherlich geschehen, um ihr in alle Zukunft diese beneidenswerte Zuversicht zu erhalten und ihr das Dasein sonnig zu gestalten.

Kate Lou hielt ihn noch immer zärtlich in den Armen.

„Eigentlich sollte ich dich schelten", raunte sie ihm schelmisch ins Ohr. „Schäme dich, du bist wohl gar auf Dick Foxey eifersüchtig!" Sie kicherte hell hinaus. „Hast gar keine Ursache dazu, wahrhaftig nicht. Aber warum soll ich mir nicht in Ehren die Cour machen lassen? Ich bin doch jung und lebensfroh — und du machtest dich immer so selten. Das wird ja nun anders werden, nicht wahr? Wir werden uns täglich sehen können, wenn du beim Tunnelbau ankommst. Dix Foxey meint freilich, zum Drillbohrer müßte man geboren sein, denn alles käme auf das richtige Gefühl an. Hätte man das, so wäre das übrige nur Kinderspiel."

„Laß Dick Foxey schwatzen!" Floyd lachte unwirsch auf, schlang in plötzlicher Aufwallung den Arm um sie und zog sie an sich. „Ach, Mädchen, wärst du nicht so schön und hätte ich dich nicht so unbändig und über alle Maßen lieb, wahrhaftig, ich ritte lieber fünfhundert Meilen weit und suchte einen Platz an der Sonne. Ein tüchtiger Cowboy ist auf jeder großen Ranch willkommen. Und ich bin einer! Aber der Gedanke an dich ließe mir draußen in der Welt keine Ruhe — ich glaube, ich würde verrückt! Darum soll mir nichts zu schwer fallen, wenn wir nur beieinander bleiben und unserem Ziele näherkommen, Kate Lou!"

An den Sehnsuchtssonnen in ihren Augen entzündeten sich seine Sinne. Er zog sie noch ungestümer in seine Arme und küßte sie, als ob er sie ersticken wollte.

„Ich habe Heißhunger nach dir, du Süße — Kleine — — Ah, meine Kate Lou, du bist meine Welt — und was auf Erden mich lockt und reizt, das bist du — — für dich könnte ich in den Tod gehen, Mädchen. Behalte mich nur lieb!"

In der Kehle würgte es ihm. Lange brachte er kein Wort hervor.

„Sieh," sagte er dann unvermittelt, „ich weiß selbst nicht, warum mir immer diese einfältige Angst kommt, ich könnte dich verlieren — — an einen andern Mann, Kate Lou. Das wäre unser aller Unglück."

„Du wickelst mich um den Finger, das weiß ich selbst am besten, aber laß nur das eine in mir schlafen, was mein . . . was der alte Mann auf mich vererbt hat. Manchmal habe ich Furcht vor mir selber, da raunen mir in der Tiefe Stimmen, die ich selbst nicht verstehe. Laß sie nie übermächtig in mir werden — — und das geschieht nie, wenn du mich lieb behälst, jetzt und immer, Kate Lou."

Mit halbgeschlossenen Augen hing sie schlaff und matt in seinen Armen; wie am Vorabend ließ sie sich von ihm küssen, ohne seine Zärtlichkeit zu erwidern. Seine Worte stürmten gleich einem Hagelschauer auf sie ein, aber mit keiner Miene verriet sie, ob sie überhaupt hörte, was er mit immer wachsender Leidenschaft zu ihr sprach.

„Ich habe nur dich auf Erden — Kate Lou — — laß mich an dir nicht irre werden. Sieh, meine Liebe zu dir ist so groß, daß du mir auch nicht im Scherz wehtun darfst. Es soll kein anderer schön mit dir tun, ich leide es nicht. Es wühlt mir in der Seele und reizt mich auf, wenn ich dich einen andern Mann anlachen sehe. Ich habe ja alles um dich hingegeben!"

Das Mädchen erbleichte.

Wie er die Blässe in ihren Zügen entdeckte, hielt er erschrocken inne und streichelte zärtlich ihre Wangen.

„Du brauchst nicht ängstlich zu sein, Kate Lou. Ich sage dir das ja nur, weil du doch zu mir gehörst, weil ich sonst niemand mehr auf der Welt habe, und nicht, um dich zu schrecken, Liebling! Nur klar will ich dir machen, wie notwendig du mir zum Leben bist. Wie ich nur noch einen Schlag auf Erden fürchte. Müßte ich ihn erleiden — — o Gott! Es wäre besser, ich wäre nie geboren!"

Als sie sich endlich seinen Liebkosungen entziehen konnte, geschah es mit dem bänglich scheuen Blicke auf ihn wie in der Vornacht. Erleichtert seufzte sie auf, als er bald darauf Anstalten zum Aufbruch traf und zu ihrer lauen Aufforderung, länger zu bleiben, ablehnend den Kopf schüttelte.

„Nein, ich möchte mit deinem Vater heute abend nicht zusammentreffen, wenigstens nicht hier im Hause," sagte er. „Ich will hinunter und mich befragen. Vielleicht glückt mir's, daß ich sofort eingestellt werde. Du kannst dir denken, Kate Lou, wie ich die Tage zählen werde."

Als er sich verabschiedet hatte, atmete Kate Lou wie von schwerer Sorge erleichtert auf. Nachdem sie aber einen Blick auf die Wanduhr geworfen hatte, wurden ihre Mienen wieder bleich und die vorige Unrast kehrte in ihr ein.

Sie huschte an die Haustür und öffnete sie lautlos. Sie sah den mit langen Schritten zu Tal Niederstrebenden und vernahm auch durch die Stille der Nacht stapfende Schritte, dazwischen rauhen Stimmenklang und ihres Vaters Gelächter. Da verhielt sie bänglich den Atem und verwünschte die ihr den Ausblick wehrende finstere Nacht.

Eine tiefe Baßstimme verriet ihr, daß sich Dick Foxey, den sie ohnehin an diesem Abend erwartet hatte, in Begleitung ihres Vaters befand. Nun zitterte sie davor, daß Floyd den Nebenbuhler gewahren und ihr den Besuch des riesenstarken Goliath verargen würde. Dabei handelte es sich bei ihnen um wirklich harmlose Beziehungen, nicht einmal um eine flüchtige Liebelei, wenigstens von ihrer Seite.

Sie dachte gar nicht daran, Dick Foxey, so schön er auch wär, ihrem Schatz vorzuziehen. Dazu war er ihr viel zu leichtlebig. Aber sie tanzte gern und warum sollte sie sich von ihren Bewunderern nicht frei halten lassen, wie es die anderen Mädchen doch auch taten? Das macht doch Spaß!

Als sie mit einem Seufzer der Erleichterung wahrnahm, daß Floyd ihrem Vater, den er wohl an seinem Lachen erkannt hatte, in weitem Bogen auswich, gelobte sie sich reuevoll, daß sie das Spielen mit dem Feuer in Zukunft hübsch bleiben lassen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ring des Zaren.

Skizze von **Kurt Münzer.**

Einmal, eines Abends im Winter, erzählte uns Onkel Max die Geschichte eines schönen alten Empiresofas. Es stand in seinem Arbeitszimmer, nie von ihm benutzt. Dabei war es so lockend behaglich und weich gepolstert. Über dem Sofa hing, als einziger Wandschmuck, die Porträtzeichnung Roberts von Feldkirch, seines verstorbenen Freundes.

„Es war ein Abend wie heute, als Robert von Feldkirch zu mir kam. Wir waren beide fünfundzwanzigjährig, und er seit sechs Monaten verheiratet. Er war nicht mein bester Freund, er war mein e i n z i g e r! Sonst hatte ich nur flüchtige, oberflächliche Beziehungen. An jenem Abend nun kam er, mich um dreitausend Mark zu bitten. Er hatte gespielt und verloren — das war seine einzige Leidenschaft, sein Laster — und selbst die geliebte Frau konnte ihn nicht davon abhalten. Ich, Moralist und ethische Hyäne, hielt ihm eine Strafrede. Ich hatte die dreitausend Mark nicht, meine Eltern hielten mich knapp; ich sagte ihm aber auch, daß ich sie ihm, andernfalls, doch nicht gegeben hätte. Er lächelte freundlich und sanft und sah mich liebevoll an. „Doch", sagte er, „du hättest sie mir gegeben, wenn du sie hättest!"

Dabei drückte er zärtlich meine Hand, und ich zuckte zusammen, denn der Ring am Zeigefinger der Rechten schmerzte mich. Es war der Ring meines Großvaters, der Ring des Zaren, den mein Großvater erhalten hatte, als seine Operation den jungen Zarewitsch gerettet hatte. Es war die berühmte schwarze Perle in der Rubinfassung.

Ich streifte den Ring ab, um den schmerzenden Finger zu streicheln, und Robert nahm das kostbare Stück auf. „Ja", sagte ich lachend, „das sind dreimal dreitausend Mark; aber ich versetze ihn wirklich nicht." Robert wog ihn in seiner Hand ... Nachher schien mir, in seinem blassen Gesicht wäre ein leidenschaftliches Spiel widerstreitender Regungen. Er schien mir bleicher und bleicher zu werden, dann zuckte er die Achseln und stand auf, indem er den Ring auf den Tisch warf.

Ja, und nun — hatte ich ihn an den Finger gesteckt? Hatte ich ihn liegen lassen? Hatte er ihn auf den Tisch gelegt? ... Als ich abends, beim Zubettgehen, wie gewohnt, den Ring abstreifen wollte, hatte ich ihn nicht am Finger. Ich stürzte in mein Wohnzimmer — nichts auf dem Tisch. Ich läutete den Diener wach: er hatte den Ring nicht gesehen. Wir suchten stundenlang, nahmen die Teppiche hoch — der Ring war verschwunden ...

Erst am nächsten Abend wagte ich mich aus dem Hause, um Robert aufzusuchen. „Wohin?" rief mich der kleine Krolog an. „Sie schleichen ja wie ein Greis oder Verbrecher." Ich nannte Robert. „Der war unlängst bei mir", sagte der andere. „Der arme Teufel hatte gestern dreitausend an mich verloren. Wir fürchteten das Schlimmste. Aber soeben hatte er sie mir gebracht. Fatal! Wird gehörig bluten müssen. Und sein kleines braves Frauchen!"

Ich traute mich nicht zu Robert hinauf. Ich lief stundenlang in der kalten Nacht umher. Ich war so unglücklich wie nie zuvor. Es war das Bitterste und Härteste, was mich treffen konnte. Ich hatte den Freund verloren. Denn: kein Zweifel! Er hatte den Ring — gestohlen! Ja, gestohlen ...

Zwei Tage später kam er zu mir. Ich hatte nicht geglaubt, daß er noch einmal kommen könnte, und also dem Diener nicht gesagt, daß ich für ihn nicht mehr zu sprechen sei. Und jetzt — was wollte er? Gestehen? Um Verzeihung bitten? ... Das Blut schoß ihm ins Gesicht, als ich ihm die Hand nicht reichte.

„Max," sagte er, „nimm sie. Als Versprechen: ich spiele nicht mehr! Du bist böse von neulich? Aber nun sei kein Kind. Deine Hand!"

„Diese Hand?" fragte ich traurig. Ja, ich war nur noch traurig. Nicht mehr böse, nur noch unglücklich, elend und müde.

Er verstand mich nicht. Und da sagte ich — wie tat mir das Herz weh! — ich sagte: „Warum hast du mir das getan?" Und auf seinen leeren, törichten Blick, ausbrechend, wild, gemein: „Warum hast du ihn mir — gestohlen?"

Eine schreckliche Veränderung ging in seinem Gesicht vor. Es durchblitzte mich: er ist unschuldig, aber schon stürzte ich in Wirklichkeit und Tatsache. Und da mir das Schweigen fürchterlich schien, rief ich: „Sagst du nichts mehr? Warum kömmst du noch? Ich zeige dich nicht an! Wolltest du darum bitten?"

Da ging er. „Bleib!" schrie ich und bettelte: „Du hast ihn doch genommen? Oder nicht? Sag doch: nein! Robert! Ich will dir in diesem Augenblick glauben. Sage: nein!"

Mir schien, ich m ü ß t e mir den Freund, den Glauben retten. Ich h ä t t e ihm geglaubt! Aber, schon an der Tür, sagte er: „Was nützt: ich habe ihn nicht genommen? ... Es genügt, daß du g l a u b s t, ich könnte ihn genommen haben. Es ist wohl schmählich, Dieb genannt zu werden; aber es ist viel furchtbarer, zu sehen, wie ein geliebter Mensch uns flieht. Nein, ich kann dir nichts mehr sagen. Du hattest mich schon gerichtet, als du Verdacht schöpftest. Du hast mehr zerstört als mein Bild in dir."

Dieses war das letzte, was ich von ihm hörte ... Er ging bald darauf mit seiner Frau nach Amerika. Später hörte ich, daß er vor Wucherern hatte flüchten müssen, diese aber nach Jahren von drüben aus bezahlt habe. Sonst verschwand er ganz aus meinem Leben und ließ eine Lücke darin, einen Schmerz, der dennoch geringer war, als er es später werden sollte.

Jetzt sind es bald zehn Jahre her und fünfundzwanzig nach jenem schrecklichen Vorfall, als ich dieses alte Empiresofa neu polstern lassen wollte. Der Tapezier arbeitete daran oben im Speicher des Hauses, und er war es, der mir schon am ersten Tage einen Ring brachte. Er hatte ihn zwischen den Polstern gefunden, den Ring, die schwarze Perle in der Rubinfassung."

Onkel Max schwieg, und wir verstanden: dieses Sofa war verflucht! Wehe dem, der in ihm es sich bequem machte! Und es stand als: „Erinnere dich! Sei eingedenk!"

Onkel Max nahm aus einem der geheimen Fächer seines alten Sekretärs den herrlichen Ring, den wir alle noch nicht kannten, den Zarenring, und ließ ihn rundum gehen. Und wir hielten ihn in der Hand, als sei er glühendes Gold und

brennender Stein. Endlich flüsterte die junge Linda, ganz blaß und angstvoll: „Und Robert? Konntest du ihm niemals sagen, Onkel Max . . .“

„Als ich endlich seinen Aufenthalt erkundet hatte, in Ohio, war er gestorben, in bescheidenen Umständen, und seine Witwe mit einer Tochter war verschollen.“

Vorsichtig legte der sonst so lärmende Gilbert den Ring auf die schwarze Decke des Tisches und schob ihn von sich, als fürchte er den Anhauch des Verbrechens. Aber furchtlos nahm Onkel Max ihn in die Hand. „Vielleicht bin ich jetzt entsühnt“, sagte er, „nachdem ich euch die Geschichte meines großen Unrechts erzählt habe. Nehmt es als Demütigung meiner Seele vor euch Jungen und mich Liebenden. Ich habe fünfundzwanzig Jahre Kummer getragen. Lernt aus dieser Geschichte, achtsam zu sein, achtsam auch noch in Gedanken! Der Mensch ist weniger das, was er tut, als das, was ihr ihm zutraut.“ — Er legte den Ring wieder in das Fach.

Mark Twains Halstuch.

Amerikanische Zeitungen berichteten kürzlich eine ergötzliche Geschichte über Mark Twain, den bedeutendsten Humoristen der Neuen Welt. Der Dichter legte wie manche seiner Berufsgenossen wenig Wert auf seine Kleidung. Eines Tages besuchte er in seiner Nachbarschaft eine Kollegin und zwar die nicht weniger berühmte Mrs. Harriet Becher-Stowe, Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“.

Als er später, ein Liedchen trällernd, von diesem Besuch nach Hause kehrte, empfing ihn seine bessere Hälfte entrüstet mit den Worten: „Du bist wohl ganz verrückt geworden! Nun warst du eine geschlagene halbe Stunde bei Mrs. Stowe und hattest — es ist ein Kreuz mit deiner Schlamperei! — nicht einmal ein Halstuch um, wie es sich für einen Menschen deines Standes gehört. Schäme dich!“ Der Dichter aber, der so allerlei Erfahrungen im Laufe seiner Ehe gesammelt, tat das Klügste in diesem Fall; er schwieg und entwich behutsam aus der bedrohlichen Nähe seiner kampflustigen Gefährtin ins angrenzende Schlafgemach, allwo er heftig zu rumoren begann. Mit spitzbübischem Lächeln — darauf verstand er sich, der größte Humorist Amerikas — kam er nach einer kleinen Weile herausspaziert und überreichte dem herbeigerufenen Mädchen des Hauses wortlos ein Paket. Die Maid lief fort damit.

Frau Twain riß Mund und Augen auf. Nur mühsam bezwang sie ihre Neugierde. Doch Mark, der einfach würdevoll hinausging, wenn sie ihn gescholten, diesen Schlendrian fragen — nein, da hätte sie lieber ihre spitze Zunge abgebissen. So schwieg sie wütend. Auch aus dem Mädchen, das bald zurückkam, war nichts herauszupressen.

Am nächsten Morgen lief Frau Twain hinaus, Richtung „Onkel Toms Hütte“. Mrs. Stowe empfing sie freundlich und zeigte ihr ein Schreiben. Natürlich von Mark, dem Unverbesserlichen, diesem — — Oh, es war empörend! Er schrieb da:

„Hochverehrte Mrs. Stowe!

Soeben las mir meine teure Frau gehörig die Leviten, sintemal ich eine halbe Stunde mit Ihnen geplaudert hatte, ohne mein — Halstuch umgehabt zu haben. Seien Sie nun bitte so liebenswürdig und betrachten Sie den beigefügten Schlips („O wie schlecht sind doch die Männer!, um mich zu täuschen, packte Mark den Schlips und Brief zu einem riesigen Paket!“ rief Frau Twain bei dieser Stelle verzweifelt aus) — er ist aus Seide — eine halbe Stunde lang als Notersatz für mein Halstuch, das ich nicht finden konnte. Sollte meine Frau morgen zu Ihnen kommen, händigen Sie ihn ihr aus. Ich wette tausend gegen eins: sie kommt! Ich aber habe meine Schuld gesühnt.

Ihr ergebener Mark Twain.“

Frau Twain ging recht versonnen bald nach Hause. Mit einem Mann, der Humorist ist, sollte sich jemand auskennen!

Der Papagei der Kaiserin Eugenie.

Von ihrem Zuge nach Mexiko hatten die Franzosen neben vielen anderen Erzeugnissen des Landes auch Papageien mitgebracht, darunter ein besonders schönes Exemplar, dem man den Namen „Montezuma“ gegeben hatte. Graf Castelnau hatte das gelehrige Tier auf der Überfahrt persönlich im Sprechen unterrichtet. Als er in Paris eintraf, überreichte er der Kaiserin den Vogel, der ihr sogleich entgegenrief: "Vive l'impératrice! (Es lebe die Kaiserin)". Eugenie freute sich außerordentlich darüber. Fortan lebte Montezuma in ihrem Boudoir in einem vergoldeten Käfig und schien sehr anhänglich zu sein.

Da kamen die Septembertage und die Flucht Eugenies aus Paris. In der Eile war der Papagei vergessen worden. Sogleich sandte Eugenie einen vertrauten Diener aus. Aber er kehrte ohne den Vogel zurück: Paris wurde von den Deutschen belagert.

Endlich, nach fünf Monaten, kapitulierte die französische Hauptstadt. Kaum hatte dies die Kaiserin erfahren, als sie ihren Diener wiederum aussandte, um den Vogel zu holen. Als Händler verkleidet, erkundigte er sich überall nach dem Papagei, aber niemand konnte über dessen Verbleib Auskunft geben. Mißmutig schlenderte der Diener durch die Straßen. Da entdeckte er plötzlich in einem Trödlerladen den bekannten goldenen Käfig, in dem Montezuma vergnügt herumkletterte. Der Diener wurde mit dem Trödler schnell handelseinig, und eilte, seiner geliebten Gebieterin den lange ersehnten Vogel zurück zu bringen.

Eugenie war hocherfreut, liebkoste das schöne Tier und reichte ihm Leckerbissen. Aber das Wiedersehen schien auf den Vogel keinen Eindruck zu machen. „So sprich doch, Montezuma!“ schmeichelte Eugenie; aber der Papagei schwieg und blieb mürrisch. Endlich schien ihn Zureden zu wirken. Montezuma öffnete den Schnabel. Eugenie lauscht gespannt. Da schallt es laut durch den Saal: „Vive la république, vive la république!“

Die Anwesenden waren in peinlichster Verlegenheit. Aber die Kaiserin brach das Schweigen durch den lachenden Ausruf: „Der Undankbare!“

Bunte Chronik

* **Woher der Name Gründonnerstag?** Der Donnerstag, der dem Karfreitag vorangeht, wird bekanntlich von der Kirche Gründonnerstag genannt. Der Ursprung dieses Namens ist aber längst vergessen worden. Man ist vielleicht geneigt anzunehmen, daß hier eine Anspielung auf die Vorgänge in der Natur zu suchen ist: das Osterfest fällt ja in die Frühlingszeit, in der es draußen zu grünen und blühen beginnt. Und doch ist hier nicht der Ursprung der Namensgebung zu suchen. Die Bezeichnung Gründonnerstag deutet vielmehr auf eine altchristliche Sitte hin. Die ersten Christen pflegten nämlich an diesem Tage grüne bittere Kräuter als Speise zu wählen. Dies geschah in Anlehnung an einen jüdischen Brauch. Zweites Buch Moses 12, 8 gebot nämlich den Juden, das Passah-Lamm mit sauren „lactucis“ zu essen. Lactuca ist Salat, Lattich. Der grüne Donnerstag war der Erinnerung an das von Christus eingesetzte Abendmahl gewidmet. Und auch dieses Mahl sollte ähnlich wie das jüdische mit „Reue und Buße“ genossen werden. Die Gewohnheit, an diesem Tage möglichst Grünes zu verspeisen, hat sich in vielen Gegenden Deutschlands erhalten; die grüne Suppe und Spinat erfreuen sich am Gründonnerstag besonderer Beliebtheit; in Schwaben kennt man die „Laubfrösche“ oder „Maulschellen“, das sind Nudeln, die mit Gemüse gefüllt sind. Das Schmücken der Türen mit jungem, frischen Grün ist ein letzter Nachklang an das altdeutsche Frühlingsfest, das in diesen Tagen gefeiert wurde.

*

* **Vogelmord durch Ölschiffe.** An der Südküste Englands wurde kürzlich wieder einmal offenbar, welche Verwüstungen unter den Seevögeln angerichtet werden können, wenn Schiffe mit Ölheizung in der Nähe der Küste Öl ins Meer fließen lassen. In Kenneggy Core, einem kleinen Hafen Cornwalls, wurden mehr als ein Dutzend Leichen völlig geschwärzter Seevögel angespült; sie lagen in einer dicken Ölschicht auf dem Strand. Auf dem Meere treiben weitere schwarze Flecken, wahrscheinlich noch mehr solcher Opfer. Die toten Vögel gehören zu einem großen Schwarm Tauchvögel, die sich im Frühjahr und im Sommeranfang an der Cornwall-Küste einfinden. Sie hatten sich arglos auf die öligen Wogen niedergelassen. Mit zusammengeklebten Flügeln konnten sie sich nicht wieder erheben und kamen elend um.

*

* **Ein musikalisches Kartenspiel.** In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam in London ein Kartenspiel in die Mode, das in seiner Art ganz einzig dastand. Man gebrauchte zu diesem Spiel gewöhnliche Spielkarten, doch standen auf jeder einzelnen Karte ein paar Walzertakte, und zwar alle in der gleichen Tonart geschrieben. Das musikalische Kartenspiel bestand nun darin, daß man die Karten mischte, worauf jeder Teilnehmer eine Karte herauszog, deren Musik dann sogleich auf dem Klavier gespielt wurde. Die Kunst dabei war, daß alles so schnell ging, daß die Melodien, die durch die bunte Mischung allerdings manchmal etwas sonderbar klangen, gleichmäßig rasch und fließend fortgespielt werden konnten.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.